Die Unglückliche erhob sich mühsam; sie zog die zwei unschuldigen Kinder an sich, die sie mit ihren kleinen Armen umschlangen und küßten, und alle drei vergossen heiße Tränen.

Seit diesem Tage hat sich die schreckliche Leidenschaft bei Michel nur verschlimmert.

Hast Du jemals einen Betrunkenen gekannt? Das ist ein Wesen noch unter dem Tier, das für nichts mehr ein Gewissen hat, was nichts mehr versteht und nichts mehr wünschen kann als trinken!

Wenn der Trunkenbold Kinder hat, und wenn diese ihn auch lieben, so fliehen sie ihn doch mit Abscheu, anstatt zu ihm zu laufen und sich in seine Arme zu werfen: der Anblick eines Mannes, welcher taumelt flottert und zusammenbricht, erschreckt sie. So war Michel. Wie vielmals hat die arme Frau die Nacht bei ihrem betrunkenen Manne zugebracht, der auf seinem Posten eingeschlafen war! Wie oft hat sie gezittert bei dem Gedanken, daß ohne ihre Vorsicht ein Zug in eine falsche Schiene eingelaufen und gegen etwas gestoßen und zerschmettert sei!

Eines Tages hat Michel seine arme Frau schrecklich zerschlagen und nachdem er sie mißhandelt hat, in's Häuschen eingeschlossen und ist eingeschlafen. Seiner Gewohnheit gemäß liegt er neben der Barriere.

Plötzlich ertönt in der Ferne ein langer, gellender Pfiff . . . Je mehr der Zug sich nähert, um so mehr verdoppeln sich die Signale; denn der Lokomotivführer weiß, daß er auf eine andere Bahn muß.

Emilie richtet sich erschreckt auf.

„Der Extrazug!" ruft sie.

Sie will hinauslaufen, aber die Tür ist von außen geschlossen.

Jetzt reißt sie mehr, als sie es sonst öffnet, das kleine Fenster mit der Hand auf und ruft: „Michel!"

Aber keine Antwort auf ihren Ruf. Das Pfeifen kommt immer näher . . . In der schwarzen Nacht unterscheidet sie schon die beiden Laternen an der Lokomotive . . .

„Michel!" ruft sie nochmals.

Im Geiste schaut sie den Zug verunglücken, zerschmettern oder stürzen . . . Hierauf das Jammergeschrei . . . und später das Gefängnis, die Schande, die Kleinen ohne Brot. Mit einem Satze springt sie vom Fenster sechs Fuß tief . . . Sie gelangt zur Weichenstellung . . . es war Zeit: der Zug sauste vorüber wie der Blitz.

Michel richtet sich bestürzt auf . . . mit einem Blick war ihm alles klar.

Am folgenden Morgen holte Michel aus dem Schranke seinen Hochzeitshut, um einen schwarzen Flor darauf machen zu lassen.

Emilie hatte nämlich bei diesem Vorfalle eine innere Verletzung erlitten, die sie dem Tode nahe brachte. Nachdem sie noch die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, entschlief sie einige Stunden nachher ohne jede Klage, nachdem sie ihrem Manne gesagt hatte:

„Michel, schwöre mir, nicht mehr zu trinken! — Ich verzeihe Dir! Denke an die Kleinen!"

Hierauf waren die Nachbaren gekommen; sie nahmen die Kinder mit sich, nachdem sie bei der Leiche die Kerzen angezündet hatten.

Endlich kamen auch Emiliens Vater, Mutter und die übrigen Schwestern.

Als man die Verstorbene in den Sarg legte, entwand sich ein tiefer Seufzer aus dem unwürdigen Gatten; er kniete vor derjenigen nieder, die er so schwer verkannt hatte, und deren Züge noch den Ausdruck des Schmerzes bewahrten; sodann faßte er ihre Hand und sagte:

„Emilie . . . ist es wohl wahr, daß Du mir verziehen hast?"

Die Begräbnisfeier wurde gehalten, das Grab mit Erde bedeckt und ein schwarzes, hölzernes Kreuz darauf gepflanzt.

Seit diesem Tage ist Michel der bester der Väter; er liebt seine Kinder und wird von ihnen geliebt.

Wenn auf Sonntag sein Dienst beendigt ist, dann nimmt er den Knaben und das Mädchen bei der Hand und führt sie zum Grabe derjenigen, welche ihnen ein zweites Mal das Leben gegeben und sie vor Schimpf und Schande bewahrt hat. Die Kleinen knieen und sagen ihr Gebet, das man sie gelehrt hat . . . und Michel, dem das Herz gebrochen, wendet sich, um seine Tränen zu verbergen.

M. B. **Was aus einem Zirkuskind geworden.**

I.

Es war im Februar des Jahres 1882 morgens gleich nach 9 Uhr. Vor der Türe des Schulzimmers der ersten Mädchenklasse einer kleinen Provinzialstadt Norddeutschlands standen frierend zwei Mädchen.

Auf ihr Klopfen erschien eine älterer Lehrerin mit einem ungemein milden Gesichtsausdruck. „Guten Morgen, Kinder", begrüßte sie freundlich die vor ihr stehenden Kleinen. „Was führt euch her?" Nun holte Elisabeth, die ältere der beiden Töchter des herumziehenden Zirkusdirektors A., zwei Büchelchen hervor und sagte: „Unser Vater hat hier den Zirkus, wir werden wahrscheinlich zwei Wochen hier bleiben und melden uns zur Schule. Aus diesen Heftchen werden Sie ersehen, wo wir zuletzt waren und wann wir uns abgemeldet haben."

Ein Blick in das Heftchen zeigte ihr, daß die Kinder schon unzählige Schulen besucht hatten, meistens zehn oder vierzehn Tage, im günstigsten Falle drei Wochen. Es war ein Zigeunerleben, welches die beiden Mädchen zu führen gewohnt waren, und man mußte jedenfalls auch in bezug auf das Wissen derselben mit diesen Umständen rechnen. Nichtsdestoweniger entschloß sich das Fräulein, das zufällig auch die Hauptlehrerin der sechsklassigen katholischen Mädchenschule war, von tiefem Mitleid erfaßt, Elisabeth zu sich in die erste Klasse zu nehmen.

Nachdem sie die kleinere Toni bei einer Kollegin in der vierten Klasse untergebracht, ging sie in ihr Klassenzimmer und bereitete mit wenigen Worten ihre Zöglinge auf die neue Kameradin vor, empfahl ihnen größte Rücksicht und Schonung und pochte an das feine Empfinden ihrer Schülerinnen. Dann holte sie Elisabeth, das ältere Mädchen, in das Schulzimmer, wo sie ihr bereits ein Plätzchen an dem warmen Ofen gesichert hatte. Dem armen Kinde verlief der Morgen wie im Traume. Die Schülerinnen waren freundlich, und eine so gütige Lehrerin war Elisabeth noch nicht begegnet.

Nach Beendigung der Schulstunden nahm die Lehrerin Elisabeth zu sich in ihre Wohnung, und bei einem Teller voll warmer Suppe, die das Mädchen mit Behagen zu sich nahm, erfuhr die menschenfreundliche Lehrerin des Kindes Lebensverhältnisse. Elisabeth erzählte, welche Verluste sie im Geschäft gehabt. Erst war das einzige Schulpferd, die Glanznummer des Programmes, plötzlich erkrankt und eingegangen, dann war der Büffel lahm geworden, wenige Wochen später stürzte der Bruder, ein zarter Junge, vom Trapez, und noch heute machten sich die Folgen dieses unglücklichen Sturzes in einem Brustleiden bemerkbar. Dazu war die Mutter schon lange lungenkrank, und die Zeiten waren schlecht. Schon oftmals hatte der Vater daran gedacht, die Kleine in einer Anstalt unterzubringen, damit sie sich in Ruhe auf die erste heilige Kommunion vorbereiten könne. Doch abgesehen von den Kosten, welche der Aufenthalt in einem Pensionate den Eltern verursachen würde, brauchte man sie als Seiltänzerin für den Zirkus, und beide, das Geld und ihre Kraft, konnte der Vater nicht entbehren. — Nachdem das Kind der Lehrerin sein Herz ausgeschüttet hatte, überlegte diese eine kleine Weile, dann hatte sie ihren Entschluß gefaßt und sagte: „Heute Nachmittag fünf Uhr werde ich zu deinen Eltern kommen, ich habe Verschiedenes mit ihnen zu reden und werde ihnen einen Vorschlag machen, bis dahin lebe wohl, mein Kind."

Strahlenden Auges verließ Elisabeth die gütige Lehrerin, und der Zirkusdirektor, welcher nicht gewohnt war, daß man solches Interesse seinen Kindern entgegenbrachte, zumal seiner scheuen Aeltesten, sah mit Spannung dem Besuche entgegen.

Punkt fünf Uhr erschien die Hauptlehrerin, teilte dem Vater mit, daß sie die Kleine im Ursulinenkloster unterbringen und dort in aller Ruhe auf die erste heilige Kommunion vorbereiten lassen wollte, vorausgesetzt natürlich, daß die Eltern mit diesem Vorschlage einverstanden seien. „Es sind noch sechs Wochen, Herr A., die Zeit wird reichen, und wegen der Kosten brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Wenn das Kind nur einigermaßen meinen Erwartungen entspricht, bin ich überreich belohnt."

Der Zirkusdirektor fand vor Rührung keine Worte, denn solch menschenfreundliches, selbstloses Anerbieten war ihm noch nicht gemacht worden. Und das galt seiner Aeltesten, dem stillen Kinde, welches so wenig auf sich zu machen verstand! Ja, mit tausend Freuden wollte er Elisabeth einige Wochen entbehren, und so schwer es ihm sonst auch wurde, Wohltaten anzunehmen, diesmal konnte er sich doch leicht entschließen. Denn die Sorgen, in der die gütige Lehrerin ihren Vorschlag machte, ließ ihn seinen Stolz überwinden und nur an das Wohl seines Kindes denken. Er reichte der freundlichen Dame die Hand und dankte ihr aus warmem Herzen.

Es wurde beschlossen, daß die Kleine bis zur Abreise der Eltern bei denselben verbleiben und dann in das Kloster übersiedeln sollte, wenn die Schwestern geneigt wären, Elisabeth bei sich aufzunehmen, andernfalls versprach die Lehrerin, Elisabeth bei sich zu behalten. Es handelte sich noch um den Pfarrer, doch der, ein liebevoller und freundlicher Herr, war bald für die Sache gewonnen.

Dann nahm die Lehrerin mit den Schwestern Rücksprache. Diesen kam es zuerst etwas fremd vor, ein Kind von herumziehenden Künstlern in das Kloster aufzunehmen, aber die Oberin, eine würdige Matrone, der die trüben Seiten des Lebens nur zu bekannt waren, sagte, als sie alles gehört, mit Freuden zu, die Kleine unter ihren mütterlichen Schutz zu nehmen.

Am Tage der Abreise brachte der Zirkusdirektor selbst sein Töchterchen zu den Schwestern.

Die Oberin des Klosters empfing das Kind sehr freundlich, zeigte ihm sein kleines Zimmer und machte es mit der Hausordnung vertraut. Elisabeth hörte aufmerksam zu und versprach, ihr Bestes zu tun. So schöne Tage hatte sie bisher noch nicht erlebt. Sie verstand es sehr gut, sich nützlich zu machen war fleißig in der Schule und im Kommunionunterricht. Der Herr Pfarrer war schon nach einigen Tagen voll des Lobes ob der bescheidenen und fleißigen Schülerin und erkannte gar bald, welch herrliche Geistesgaben in dieser jungen Seele schlummerten. Jeder, der die Kleine kannte, hatte sie gern, und so blieb es auch. Sie vergaß keinen Augenblick, woher sie gekommen, und hing mit großer Verehrung an ihrer Lehrerin. Ihre glücklichsten Stunden waren deshalb auch jene, welche sie an der Seite ihrer Wohltäterin zubringen durfte.

Brockensammlung.

Annahmestelle Kloster Marienberg in Neuß:

Theologenpfennig.

Ungenannt 3 ℳ.

Bonifatiusverein.

Eine goldene Halskette und 6,50 ℳ in Silbermünzen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 42. Sonntag, 17. Oktober. 1926

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 17. Oktober: Hedwig.
Montag, den 18. Oktober: Lukas.
Dienstag, den 19. Oktober: Ferdinand.
Mittwoch, den 20. Oktober: Wendelin.
Donnerstag, den 21. Oktober: Ursula.
Freitag, den 22. Oktober: Cordula.
Samstag, den 23. Oktober: Severin.

Sonntagslesung.

Zehntausend Talente, die der Knecht seinem Könige schuldig war, ist gewiß eine große Summe. Und wenn der König in der Strenge seiner Gerechtigkeit Bezahlung der Schuld verlangte, kann man denken, daß dem Diener alles verkauft wurde, selbst seine Frau in die Sklaverei. Ist nicht auch unsere Schuld, unsere Sündenschuld groß vor Gott? Können wir unsere Vergehen ungeschehen machen, abbüßen, was wir getan, ersetzen, was wir unterlassen haben? Wie würde es uns ergehen, wenn der Herr nach seiner strengen Gerechtigkeit mit uns verführe. Als aber der Diener dem König zu Füßen fiel und ihn um Geduld und Mitleid bat, schenkte ihm der König die ganze Schuld. Welche Huld und welch Erbarmen! Verfährt nicht der liebe Gott auch so gütig mit uns, wenn wir reumütig zu ihm kommen, im Bußgerichte uns seinem Stellvertreter zu Füßen werfen und Besserung versprechen? Was ist es doch etwas Herrliches um Gottes Barmherzigkeit; sie geht über alle seine Gerichte. Doch gibt uns das Evangelium auch noch eine ernste Lehre. Als der erste Knecht gegen den zweiten unversöhnlich ist, ihm eine kleine Summe nicht erlassen will, zieht der König auch seine Barmherzigkeit zurück und läßt seine Gerechtigkeit walten. Das würden auch wir erfahren, wenn uns die Versöhnlichkeit, die Barmherzigkeit, die Liebe mangelte. „So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder, von Herzen verzeiht."

Die katholische Frömmigkeit.

XLII.

Sinnbildliches im religiösen Leben.

Neben dem gesprochenen Worte im Gebete gibt es in der katholischen Religionsübung noch eine große Zahl sinnbildlicher Zeichen, die der Aeußerung des religiösen Lebens ein reiches Gepräge geben.

Zum Teil sind es sinnbildliche Gegenstände, wie die Altäre, die verschiedenen hl. Gewänder, unter ihnen besonders die Stola, die Kerzen, die Fahnen, das Weihwasser, die Kreuze und Bilder. Zum Teil sind es sinnbildliche Handlungen, wie das hl. Meßopfer, die Sakramente und der ganze Reichtum der Zeremonien, die sich um das hl. Meßopfer und die Sakramente gruppieren.

Der Katholik denkt nun nicht, daß diese sinnbildlichen Dinge eine geheimnisvolle Kraft, daß die Zeremonien in sich einen Wert darstellen. Sie werden nur geschätzt wegen ihrer Beziehung zum Seelischen und insoweit Gott der Herr dieselben zu Werkzeugen eingesetzt hat, himmlische Gnaden zu vermitteln.

Man spricht in der ungläubigen Welt so leicht absprecherisch von den sinnbildlichen Zeiten, wie der katholische Kultus sie hat und meint, im katholischen Frömmigkeitsleben ging alles im Aeußern auf, der Geist sei verflogen. Aber mit Unrecht.

Man nehme einmal ein Buch „vom guten Ton". Stehen darin nicht hunderte von sinnbildlichen Zeichen, in welchen die guten Manieren sich ausdrücken, äußere sinnfällige Zeichen, die man beobachten muß, will man nicht in den Ruf eines groben ungeschlachten Gesellen kommen, äußere Dinge, die man beim Begegnen, bei Besuchen, bei Todesfällen, Begräbnissen, beim Essen usw. beobachten muß. Manchmal mag die sinnbildliche Bedeutung, wie Hutabnehmen, Sichverneigen, Händegeben, Umarmen, Küssen nicht bewußt oder nicht mehr bewußt sein, gleichwohl haben alle diese Dinge eine sinnbildliche Bedeutung und bringen etwas Seelisches zum Ausdruck. Das innere Denken, Fühlen, Wollen Verwandten, Freunden und anderen Menschen gegenüber spiegelt sich darin ab.

Das Ausdrucksfähigste in dieser Beziehung ist freilich das Wort, aber die Wirkung des Wortes kann durch solche Zeichen bedeutend gehoben werden. So wird uns erzählt, der Franzose Briand habe neulich in Genf eine Rede gehalten und alle Staatsmänner in den Bann derselben hineingezogen, aber ausdrücklich wird hervorgehoben, diese Wirkung habe nicht etwa bloß in der glänzenden rhetorischen Sprache, sondern in der ganzen Haltung und Bewegung des Redners gelegen, in seinem flammenden Auge, der lebhaftesten Gestikulation mit den Händen, sogar in dem festen Auftreten seiner Füße und dem Hinundherschwanken seines Kopfes und seines ganzen Körpers.

So ist es auch bei den Sinnbildern und den sinnbildlichen Darstellungen, wie sie in unserer hl. Religion sich finden. „Ja, eine bedeutsame sinnbildliche Handlung am rechten Platz und am rechten Orte, kann oft einen tieferen und bleibenderen Eindruck, zumal auch auf Andersgläubige, bei denen nicht durch die oft geübte Gewohnheit der Eindruck abgeschwächt ist, machen, als ein halber Jahrgang Predigten. Wenn Tausende bei der hl. Wandlung auf die Knie fallen, und, vor dem Allmächtigen sich demütigend, in tiefster Stille zu ihm ihre Herzen erheben, welcher Redner ist im Stande, dieses Schweigen zu ersetzen?" so meint sogar ein Protestant. Es ist zu bedauern, daß mit dem Fortschritt der äußeren Kultur das Sinnbildliche überhaupt, aber auch im religiösen Leben, gegen früher arg zurückgetreten ist. Mag manches sinnbildliche Zeichen darunter gewesen sein, woran sich die Gefahr des Aberglaubens knüpfte, die sinnende Seele hat viel Schönes und Poetisches damit verloren.

Und wie sehr der Mensch, unter welcher Form er auch sich eine Religion denken mag, nach Symbolen und sinnfälligen Zeichen verlangt, geht daraus hervor, daß neuerdings radikale Freidenker für die Wiedereinführung des symbolischen Zeichens in der Religion eintreten. Und der von dem Freidenker Forel begründete „Internationale Orden für Ethik und Kultur" hat die Schaffung neuer Formen für einzelne bedeutsame Ereignisse des menschlichen Lebens, wie Geburt, Ehe, Tod, ausdrücklich unter seine Ziele aufgenommen.

Höflich sein.

Wenn hier von Höflichkeit die Rede, denken wir weniger an die Höflichkeitsformen, sie sind schnell mit dem Munde gesprochen und doch können sich heute im Worte viel Lügen verbergen. Wie oft sagt der Mund: „Ihr Besuch würde mich außerordentlich

freuen" und das Herz denkt: „Bliebst du lästiger Mensch doch zu Hause."

Wie bei allen Dingen, so kommt es auch bei der Höflichkeit eben auf das Herz an. Ist das Herz nicht dabei, dann mag der Mund noch so sehr von honigsüßen Worten überfließen, es ist alles hohl, leer, äußerlich. Darum muß die Höflichkeit vom Herzen ausgehen, und die innere Gesinnung des Wohlwollens und der Güte muß dem Munde die Worte auf die Zunge legen. Das ist nun so schwer nicht, wenn man seinen Verkehr mit den Menschen auf den altbewährten Grundsatz aufbaut: „Was du willst, das man dir tue, das tue du auch den andern; was du aber nicht willst, das man dir tue, das tue du auch andern nicht."

Der Höfliche wird demnach den Mitmenschen artig und freundlich begegnen; er wird sie in Wort und Tat schätzen, sie nicht verletzen und kränken, vielmehr alles aufbieten, um ihnen eine Freude zu bereiten; er wird sich selbst und seine Verdienste oft vergessen, um die Verdienste der andern anzuerkennen und in den Vordergrund treten zu lassen; er wird mitunter seinen Bequemlichkeiten entsagen, um andern einen Genuß, eine Bequemlichkeit zu verschaffen, auf seine Ansicht verzichten, um die der andern gelten zu lassen, seine Wünsche aufgeben, um die Wünsche der andern zu befriedigen; er wird sich überhaupt so gegen seine Mitmenschen benehmen, daß sie stets erfreut und zufrieden von ihm fortgehen. Das ist die wahre, echte und rechte Höflichkeit. Eine solche Höflichkeit ist aber nichts anderes als Bescheidenheit, Demut, Selbstbeherrschung, Opferwilligkeit, mit einem Worte volle Nächstenliebe. So ist die Höflichkeit, wenn sie echt ist, die Frucht christlicher Tugend.

Darum sind tief religiöse und sittlich unverdorbene Leute in der Regel höflich, ohne es gerade besonders darauf anzulegen. So erzählt der gelehrte Bischof Dupanloup in seinem Buche: Die Erziehung: „In den ländlichen Ortschaften und auf den Gipfeln der Alpenberge habe ich Leute angetroffen, die eine größere Würde und eine anmutvollere Höflichkeit an den Tag legten, als viele Städter. Die guten Landbewohner zeigten zugleich eine harmlose Ungezwungenheit und eine gewinnende Zurückhaltung, sie waren aufrichtig, einfach, gut, ehrerbietig, zuvorkommend, dienstfertig."

Da kommt wohl einmal ein frommes, unschuldiges Kind, es hat etwas zu bestellen oder zu melden, den landläufigen Ausdruck eines Höflichkeitswortes kennt es vielleicht noch nicht, aber es weiß sich zu helfen; es findet selbst einen Ausdruck so anmutig und so passend, daß sich allen ein gefälliges Lächeln auf die Miene legt, weil sich eben der ganze Reiz der Unschuld offenbarte. Selbst wenn rohe und entartete Gemüter mit ihrem vergangenen Leben brechen, so findet man die Sinnesänderung auch in ihren Reden, ihrer Haltung, in Gang und Benehmen; die bessere Herzensstimmung kommt überall zum Vorschein.

Die wahre Höflichkeit muß eine christliche Tugend sein; damit sie das aber sei, gelten folgende Grundsätze:

1. Sei höflich auch gegen diejenigen, welche dir unartig begegnen. Ein freundliches Wort wird bisweilen auch einen groben Menschen rühren und umstimmen.

2. Lasse bei Meinungsverschiedenheiten, Auseinandersetzungen, Zurechtweisungen, Warnungen, selbst bei Strafen die Höflichkeit nicht bei Seite. Je ernster und höflicher die Ermahnung gehalten ist, um so tiefer dringt sie ein.

3. Vermeide alles Uebertriebene, Kriechende, Kindische, die wahre Tugend hat immer einen freundlichen Ernst.

4. Die Herrschaften, die Reichen, die Gelehrten, die Vorgesetzten und Hochstehenden vergeben sich nichts, wenn sie gegen Arme, Niedere, Untergebene sich liebreich und höflich benehmen. Solche Güte und Höflichkeit vermindert die Kluft, welche reich und arm, gelehrt und ungelehrt, hoch und niedrig trennt.

Ein Gespräch über Fürsorgehäuser.

II.

Nach dem Abendessen zündeten wir zwei alten Freunde uns eine Zigarre an und nahmen den Gegenstand unserer Unterhaltung über die Fürsorgehäuser wieder auf. „Ehe wir weiter reden, muß ich aber eine Bemerkung vorausschicken:

Sonderbar ist, daß man bei den Klagen über die Fürsorgehäuser zwei der sonst von Untergebenen allgewöhnlich vernommenen nichts hört, nämlich die über schlechtes Essen und die über zu viele Arbeit. Allerdings, wenn du sehen würdest, welche Schüsseln da auf den Tisch kommen und was die Gesellschaft verschnabulieren kann, du teiltest den ungeheuren Spaß, den die Schwestern selbst über einen solchen Riesenappetit haben, und daß die Mädchen, die doch da draußen kaum eigentlich gearbeitet haben, hier nicht über zu viel Arbeit klagen, ist zwar eigentlich auffallend, aber wohl daraus erklärlich, daß sie sich bei der Regelmäßigkeit der Arbeit und der Erholung körperlich und geistig so wohl fühlen, und die Arbeits-, Erholungs- und Schlafräume hygienisch allen Anforderungen auf das beste entsprechen. Doch nun zum Text:

Es befindet sich in den Fürsorgehäusern auch eine Anzahl solcher Mädchen, die bisheran gut und sittlich rein und unbescholten geblieben, aber durch häusliche und andere Verhältnisse als Gefährdete zu

betrachten, und so in den Fürsorgehäusern sind, um vor Gefahren geschützt und vor bösen Gelegenheiten bewahrt zu bleiben. Von denen reden wir nicht. Es handelt sich nur um solche, die das Leben der Straße wirklich kennen gelernt und mitgemacht haben, die man wohl Gefallene nennen darf.

Wenn diese nach vielleicht mehrjährigem Aufenthalt im Hause, nach ihrer Entlassung, wieder bald religiös und sittlich verkommen, in dieser Hinsicht also der Einfluß des klösterlichen Aufenthalts gleich Null gewesen ist, so bedarf eben diese traurige Erscheinung der Erklärung, und daß sie nicht einfach auf einen Mangel der klösterlichen Erziehungsmethode zurückzuführen sei, habe ich dir hoffentlich in der durch das Abendessen unterbrochenen Unterredung dargetan."

Ich spreche übrigens hier auch nur von dem sittlich-religiösen Rückfall, denn in anderer Beziehung, meinetwegen was die Weiterbildung für den irdischen Beruf und Arbeitskreis anlangt, in denen die Mädchen später in der Welt sich betätigen können, so nehmen sie durch Anleitung zu Fleiß und Ordnung und durch praktisches Erlernen von allem, was zur Führung eines Haushaltes nötig ist, viel ins Leben mit."

„Aber warum dieses Nichtstandhalten im religiös-sittlichen Leben, das doch in erster Linie erstrebt und erhofft wurde? Steht doch Religion und Sittlichkeit im Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens und entscheidet doch Religion und Tugend gerade über das Glück des Menschen für Zeit und Ewigkeit!"

„Ja, lieber Freund, da trifft du den Kern der Sache, die Frage also beantworte mir!"

„Du weißt", fuhr ich fort, „jeder von uns sucht in allem, was er denkt, wünscht, will und tut, sein Glück; die Dinge, von denen der Mensch denkt, sie könnten ihn glücklich machen, die liebt er, die erstrebt er. Sie erscheinen ihm als Lebenswerte."

Vernunft und Glaube lassen nun uns Christen als wahren, echten Lebenswert erkennen, was wir in der ersten Antwort des Katechismus gelernt. Da heißt es: „Wir sind auf Erden, Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen."

Das will nicht bedeuten, wir dürften die irdischen Dinge nicht schätzen, nicht lieben, nicht an und mit ihnen uns erfreuen. Wofür anders wären sie denn von Gott erschaffen und uns zum Gebrauche gegeben? Es heißt nur, wir dürften unsere Freude an und mit ihnen allein in der von Gott gewollten Weise suchen, d. h. nicht losgelöst von Gott, sondern nur in der von ihm gewollten Verbindung mit ihm. Jeder andere Gebrauch wäre sittliche Unordnung.

Wie vielfach aber wird bei der Werthemessung der Dinge dieser Maßstab ganz außer acht gelassen! Wonach die Leidenschaften verlangen, was Stolz und Sinnlichkeit wünschen, bei wie vielen wird das zur Richtschnur ihres Denkens, Strebens und Handelns!

Sehen und gestehen denn jetzt die Völker und ihre Staatsmänner es nicht allmählich ein, daß bei dem letzten fürchterlichen Kriege eigentlich das Geldinteresse der Wertmesser war? Offenbar ein falscher Wert, denn wie kann das als Wert gelten, das so vielen Millionen das Leben gekostet und die Welt in so entsetzliches Elend gestürzt hat?

Christliche Völker müssen sich wahrhaft schämen, daß sie dem Gelde und allem, was damit zusammenhängt, einen solchen Wert und eine solche Bedeutung beigemessen und der Völkermoral einen solchen Fußtritt gegeben haben! Oder halten nicht die nichtchristlichen Völker aus diesem schrecklichen Morden und nicht mit Unrecht den Schluß gezogen: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen?"

Und sind denn nicht trotz der bitteren Erfahrung Gewinn und Genuß auch heute noch die Dinge, denen der weitaus größte Teil der Menschen, leider auch viele Christen, den meisten Wert beilegen? Wenn nun solche Scheinwerte nahezu die ganze Welt beherrschen und in dieser Welt auch die Menschen, die vielfach eine christliche Erziehung und eine höhere Bildung haben, so denke dir einmal die obengenannten, schon leichtfertig gewordenen Mädchen, die in die Fürsorgehäuser kommen. Was willst du denn von diesen armen Kindern verlangen?

Von Haus aus haben sie durch ihre Erziehung meist überhaupt keinen religiösen Wert kennen gelernt, in ihrer nächsten Umgebung ist nie von solchen Werten gesprochen worden, und wenn es geschah, oft genug nur mit frechem, cynischem Spott. Im guten Hirten hören sie zuerst davon und sehen am Beispiel der Schwestern und der älteren Insassen, daß Religion und Sittlichkeit doch etwas Schönes und Wertvolles, Begehrens- und Erstrebenswertes sein könne. Aber diese Schätzung des Religiösen ist und bleibt doch meistens eine äußerliche. Es bleibt vielfach Sache des Gefühls.

Sie sehen das Beispiel der frommen Schwestern, nehmen Teil an schönen Gesängen und schönen Gottesdiensten, hören erbauliche Vorträge und Predigten, werden im Bußsakramente liebevoll ermahnt, sehen ihre Mitgenossen so andächtig zur Kommunion gehen, atmen fortwährend in religiöser Atmosphäre, sind allen Versuchungen fern, hohe Mauern trennen sie von der Welt und ihrer Eitelkeit und den Verlockungen, die sonst immer an ihr Ohr klangen.

Eine heilige Ruhe, ein süßer Friede umgibt sie, dem ein gutes Gewissen eine besondere Freude und Innigkeit verleiht. Begreiflich, daß ihnen für die Zeit des Aufenthaltes in der klösterlichen Anstalt nun dieses Leben so wertvoll vorkommt, daß sie es mit keinem andern wieder vertauschen möchten."

„Aha", warf mein Freund ein, „du sagst, diese Schätzung des Religiösen sei bei den Mädchen selbst während ihres Aufenthaltes im Kloster meist doch äußerlich. Also hätten wir es ja auch hier mit Phariäertum, mit Heuchelei zu tun!"

„Da bist du sehr im Irrtum, lieber Freund", antwortete ich, „alles dieses ist den Kindern ganz ernst gemeint, ist aufrichtig und wahr, nur ruht es meistens nicht auf eigentlicher religiöser Ueberzeugung, die aus der Tugend des Glaubens stammt, sondern auf dem Gefühl, und mit Gefühlen, das weißt du doch, ist kein fester,

dauernder Bund zu flechten. Die sind wechselnd wie die Launen und ihre Lebhaftigkeit und Festigkeit hängt von augenblicklichen und wechselnden Eindrücken ab. Kaleidoskopenbilder, die jeden Augenblick ihre Farben ändern.

Und wenn wir bei unserer eigenen Gewissenserforschung oft genug finden, wie bei unseren eigenen vermeintlich guten Tagen die Eigenliebe und die Sinnlichkeit, die eben doch auch Gefühle sind, eine große, oft sogar die Hauptrolle spielen, wie willst du denn verlangen, das müßte bei diesen armen Mädchen anders sein?

Weißt du auch, daß dieselben von Haus aus kaum wissen, was Gewissen heißt? Derartige Mädchen, die lange Zeit leichtfertige, ja vielleicht geradezu die bösen Wege der Straße wandelten, denen geht es wie dem Kellner, der mit dem Tablett umhergeht und ruft: „Bier, Cognac, Schnittchen gefällig?", ohne daran zu denken, was diese Dinge wert sind.

So gibt es auch Mädchen, die das Schönste, was sie besitzen, Unschuld und Herzensreinheit der Verlockung preisgeben, ohne sich überhaupt bewußt zu werden, was sie verlieren.

Ihr Gewissen ist nur dafür wach, daß kein Schutzmann sie packt und sie ins Kaschöttchen führt, wach für den Aerger, daß ihre Kumpane an einem Abende bessere Geschäfte gemacht, als sie, daß die Eifersucht sie quält oder der Verdruß, weil sie einen Bauerntölpel, mit dem sie frech geschäkert und in einer verrufenen Kneipe ein Likörchen getrunken, nicht um mehr Geld geprellt haben, um sich einen neuen Hut, neue Lackschuhe, Glacé, oder gar eine Boa kaufen zu können.

Meinst du nun, lieber Freund, bei einer solchen Seeleneinstellung von Kindheit an und einem solchen Gott und dem Höheren total entfremdeten Leben, da sei es leicht, den Kindern überhaupt noch zum Verständnis zu bringen, was eigentlich innerlich religiöses Leben ist?

Ich bin aber fest überzeugt, der göttliche Heiland stellt an diese „Armen im Geiste", bei denen zudem vielfach das Denkvermögen schwach ist, auch nicht die höchsten sittlichen Anforderungen, und ihr äußeres religiös-sittliches, wenn auch meist durch das Gefühl bestimmtes, aber doch aufrichtiges Verhalten hat sein Wohlgefallen. Doch genug davon!

Mir kam es nur darauf an, dir zu zeigen, wie schwankend überhaupt, auch während des Aufenthaltes im Kloster der eigentlich religiöse Boden ist, auf dem die Mädchen stehen, und daß du den nicht als Fundament betrachten kannst, auf dem man später Häuser bauen kann, vielmehr dich nicht wundern sollst, wenn du diese zwar gut, aber oft doch, wie es bei diesen Menschenpflanzchen nicht anders sein kann, künstlich gepflegten religiösen Uebungen bald da draußen schwinden und mit dem Aufgeben derselben zugleich die ganze religiöse Pflanzung verdorren siehst."

Ich hatte mich ganz in die Hitze geredet und wollte eben meinem Freunde gegenüber den letzten Trumpf ausspielen, als es an der Türe klopfte und meine gute Schwester eintrat. So mußte ich die weitere Erörterung aufgeben, hoffte aber morgen vor der Abreise meines Freundes noch ein halbes Stündchen zu finden, die Unterredung zu Ende zu führen.

Das kleine Ich.

(Nachtrag.)

In der letzten Nummer schrieben wir einen Aufsatz: „Das kleine Ich", wo der Vater auf die Frage seines jüngsten Töchterchens Paula, was denn eigentlich „das kleine Ich" sei, wovon in der Pension Schwester Cordula gesprochen, weil Paula wegen eines kleinen Verweises gemuckst und geweint hatte, an einzelnen Beispielen aus dem Leben den Kindern klar gemacht, worin das kleine Ich sich zeigte.

Er hatte nun alle die Beispiele aus dem Kreise der Frauen und Mädchen genommen, das letzte von einem Ballabend, an dem ein Fräulein sich furchtbar geärgert, geweint, und als arge Zurücksetzung es empfunden hatte, daß sie zweimal bei einem Polka keinen Tänzer gefunden.

Die ältere Tochter Hermine schien durch dieses letzte Beispiel sich mit betroffen zu fühlen, so daß sie nun etwas spitzig die Bemerkung machte: „Aber Papa, geht das kleine Ich denn nur bei Frauengemütern um, und wissen die Männer nichts davon? Erinnere ich mich doch, daß die Fürstin Gallitzin einmal von dem berühmten Diplomaten F. erzählt, daß er in einem Disput mit dem ebenso berühmten Philosophen H. diesen letzteren nie zu Worte kommen ließ und sich dann hernach noch selbst beklagte: „Nein, mit H. disputiere ich in meinem Leben nicht mehr, er läßt einen nicht zu Worte kommen." — Die Fürstin berichtet dann: „Nichts als die mächtige Furcht, F. zu kränken, war vermögend für mich, bei diesen Worten einem heftigen Ausfall von Lachen, der mir bald die Gurgel zuschnüren wollte, Einhalt zu tun." — War das denn nicht auch wohl das „kleine Ich", das bei dem großen Manne eine große Rolle spielte und ihn der Fürstin so lächerlich erscheinen ließ?"

„Da magst du Recht haben, Kind, und ich möchte sogar zugeben, bei den Männern sei das „kleine Ich" oft erst recht zu Hause. Es sitzt da manchmal noch viel tiefer wie bei den Frauen und kann sogar das ganze Leben mit all seinem Denken und Handeln beherrschen.

Oder meinst du nicht, daß die Wörter: Orden, Ober . . . Haupt . . . Rat, Präsident, Direktor, Prälat usw, im Leben vieler Männer Dinge sind, um die das „kleine Ich" sich immer wie im Kreise dreht? Habe ich doch schon von mehr als einem sonst tüchtigen Manne gehört, der, weil ich wußte, daß zu einem bestimmten Tage ihm ein Orden in Aussicht stände, er aber auch gern an dem Festtage selbst schon Photographien verteilen wollte, sich für die Aufnahme beim Photographen den betreffenden Orden bei einem Freunde lieh, damit der kleine Vogel doch ja auf dem Bilde nicht fehle. Nicht wahr, das ist zwar verzeihlich, aber doch zum Lachen, denn in dem erborgten Adler schlug das „kleine Ich" in die Flügel. Ja bei jungen Männern kann das „kleine Ich" sogar in den Schnurrbart sein Nestchen bauen. Früher kletterte es hinauf bis in die fein geschwundene Spitze und wuchs an Bedeutung, je kühner das mit ängstlicher Sorgfalt vor Licht, Warmeisen, Scheere und Messer bewahrte, mit dem Spiegel oft beschaute, mit der Bürste oft gewichste Spitzchen nach oben wies. Doch davon ein andermal. — Ich kann dann auch gleich beifügen, wie das „kleine Ich" sich auf die Fingernägel setzt, in die braunen Glacé-Handschuhe kriecht, den Scheitel macht, in den engen Schuhen die Zehen preßt, die Manschettenknöpfe und die Krawatte auswählt, die Hemden steift und die Hosen bügelt usw. — All das führte uns heute zu weit."

„Nun", meinte die kleine Pensionärin, „wir haben auch genug gehört, denn ich weiß jetzt, daß das „kleine Ich" doch eigentlich ein recht ungehöriges, ja böses Ding ist."

„Da hast du Recht", sagte der Papa, „es ist eigentlich der tiefste Grund von jedem Fehler, auch jeder Sünde, jeder bösen Tat. Wo ihr von etwas Bösem hört, da steckt immer das „kleine Ich", die ungeordnete Eigenliebe dahinter. Und was das Schlimmste ist, das kleine Ding kann auch sogar den Mantel des Guten umhängen und dadurch die Menschen täuschen, die Pharisäer und Heuchler sind ein Beispiel dafür. Ja, es könnte, wenn es sich nicht selbst sein Grab grübe, die ganze Welt aus den Angeln heben und zu Grunde richten. Denn „das kleine Ich" ist im Grunde genommen nicht anderes, als der Egoismus, die ungeordnete Eigenliebe, und wenn die bei den Menschen die Triebfeder ihres Handelns würde und nicht die Gottes- und Nächstenliebe, so wäre es um das wahre Wohl der Welt gar bald geschehen.

Eine heldenhafte Tat.

Emilie war kein Mädchen, wie man sie in den Mode-Zeitungen sieht: mager blaß und gekünstelt, nein, sie war eine kräftige, einfache und gründlich ehrliche und brave Jungfrau. In weltlichen Dingen war sie unwissend in Bezug auf alles, was sich nicht auf ihre Familie bezog; ihr Gesichtskreis erstreckte sich nicht weiter, als auf den kleinen Garten, welcher ihr Haus umgab, und in welchem sie Nelken, Kornblumen und Gänseblümchen in Menge säete.

Zuweilen, wenn der Vater ausging, um Heu zu wenden oder um Frucht zu schneiden, begleitete sie ihn mit dem Rechen auf der Schulter oder der Sichel in der Hand, und am Abende kehrte sie nach Hause zurück, zwar recht müde und hungrig, aber immer frohen Herzens . . .

Eines Tages kam ein Mann in diese patriarchalische Wohnung; er bat achtungsvoll um die Hand Emiliens und versprach, ein Muster von Gatte zu sein.

Beim Austritt aus dem Militärdienst hatte er an der Eisenbahn eine Bahnwärterstelle erhalten; man hatte ihn in die kleine Nachbarstadt geschickt, und während seiner freien Augenblicke war es, wo er bis in dies Dorf gekommen war und der Anblick Emiliens seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Er sagte, wenn man sie ihm nicht gebe, so würde er das Land verlassen und nie wieder zurückkehren.

Der Vater blickte seine Tochter an.

Das Kind, verlegen und erröthend, warf sich in die Arme seines Vaters und flüsterte ihm ganz leise ins Ohr:

„Vater . . . sag' ja!"

Hierauf sagte der brave Mann: „Ich gebe sie Ihnen. Sie ist die älteste meiner Töchter . . . die stärkste und die schönste. Sie ist eine gute Tochter gewesen und wird auch eine gute Gattin und Mutter werden. Sie gehöre Ihnen . . ."

Der neue Haushalt ist eingerichtet in einem Bahnwärterhäuschen, vor welchem die Züge vorübersausen und die Fensterscheiben zittern machen. Jahre sind verflossen. Michel ist avanciert, wie er es erwartet hatte, und zwei schöne Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, vervollständigen die Familie.

So ist die Zukunft gesichert.

Indessen scheint es der Emilie, Michel nehme zuweilen einen sonderbaren Gang an; und eines Abends glaubte sie, ihm selbst sagen zu müssen: „Michel, lieber Mann, nimm Dich in acht! Denn wer trinkt, weiß nicht mehr was er tut! Wenn man Kinder hat, muß man immer an sie denken."

„Bin ich vielleicht betrunken?" fragte Michel zornig.

„Das habe ich nicht gesagt", erwiderte sanft die Frau.

„Nein, weil Du das nicht wagst, aber Du denkst es. Unglücklich bist Du, wenn Du es jemals zu sagen wagst!"

„Michel, Du bist ein Narr!"

„Ich bin ein Narr? . . . So! ich bin ein Narr? Sieh einmal!" Und eine heftige Ohrfeige warf Emilie zu Boden.

Die Kinder fingen an zu weinen.